



Splitter im Auge

Über dieses Buch:

Wer ist Samba Gana? Ein Schwerverbrecher? Ein unschuldig Vertriebener? Einer vom nigerianischen Drogenkartell? Sozialschmarotzer? Märchenerzähler? Liebender?

Michael Kronwetter, Starjournalist eines kleinformatischen Boulevardblattes, Thaddäus Polkavic, Dienststellenleiter der Fremdenpolizei und natürlich Anna, die Liebende, alle haben sie

glaubhafte Beweggründe für ihre Einschätzung dieses Mannes, von dem man ja nicht einmal weiß, ob das sein richtiger Name ist.

Leseprobe:

Annas Hand lag in der Hand des Schwarzhäutigen. Wie ein Kind spielte sie mit seinen Fingern. Jetzt sah sie ihm ins Gesicht, direkt und ungebrochen. Sie sah Augen, die so groß waren, dass ihre Seele in sie hineinzugleiten drohte. Der lange sehnige Hals einer Antilope. Die Adern pochten unter der schwarzen Haut, weckten den Anschein von Kraft und Stärke. Und bevor Anna noch wusste was sie tat, küsste sie die wie eine dunkle Muschel aufgeworfenen Lippen. Sie kamen ihrer Zärtlichkeiten entgegen, rekelten sich, waren warm und feucht. Sie öffneten sich, spielten an ihren Mundwinkeln. Hände verflochten und entflochten sich, glitten sanft über die straffen Hügel des Fleisches, so dass sich die feinen Härchen schauernd aufrichteten. Der Atem raunte wie Sommerwind am Ufer eines dunkelgrünen Tümpels, seufzte im Wohlgefühl des sich reibenden Geästes. Wie in einen steinernen Trog, gefüllt mit dunklen Trauben, die nach Moschus rochen und nach Zedernholz schmeckten, fühlte Anna sich gelegt und die Schale der Beeren platzte, so dass ihr schwarzer Saft süß und schwer über ihre weiße Haut rann, während sie langsam versank. Ihre Augen verschlossen. Ihr Mund geöffnet. Ausbreitet in der Wüste, schmachtend dem wilden Prasseln des Regens entgegen und nicht genug davon bekam, nicht enden sollte. Hinabgewirbelt von den Wassern auf den Grund, wo sie durchtränkt, erfüllt, nur kurze Zeit weilte, bevor sie hinaufgetrieben wurde an die Grenze zwischen Gefühlen und Gedanken.

Besinnungslos vor Wohlgefühl und Scham, lag Anna neben dem Mann im Sand. Ihr Kopf ruhte auf seiner Brust und sein Arm hielt sie fest.

„Ich weiß nicht, wie du heißt.“, kam es fast flehend über ihre Lippen.

Zärtlich hob er sie von seiner Brust und brachte sein Gesicht vor das ihre, damit sie ihn ansehen musste: „Samba, Samba Gana!“ Sie aber drehte sich zur Seite: „Sieh mich nicht an!“ „Schämst du dich für das, was geschehen ist?“

Sie schwieg.

Er küsste sie zwischen die Schulterblätter, glitt mit seiner Liebkosung aufwärts zu ihrem Nacken.

„Du bist wunderschön!“ Er knabberte an ihrem Ohrläppchen. Und weiter flüsterte er ihr Dinge ins Ohr, die Anna noch niemals in ihrem Leben gehört hatte. Nicht als Kind und auch nicht von dem Mann, von dem sie geglaubt, dass er sie liebe. Sich selbst konnte sie so etwas schon gar nicht zusprechen. Lange schon hatte sich es aufgegeben daran zu glauben, dass sich ihre Sehnsucht eines Tages noch erfüllen könnte.

„Da gab es ein Mädchen,“ begann Samba zu erzählen, „das wohnte im Buschland. Als sie im heiratsfähigem Alter war, kam einer zu ihrem Vater und sagte: „Was muss ich tun, um deine Tochter heiraten zu können?“

„Nichts!“, sagte der Vater, „Nur eines: Du musst sie lehren die Liebe zu ertragen!“

„Ich danke dir, es ist mir ein Leichtes dies zu tun!“, sagte er und wenig später gab es Hochzeit. Eines Abends rief er seine Frau zu sich in die Hütte. Er schenkte ihr einen kostbaren Ring aus Perlmutter und Silber und sagte zu ihr: „Komm, leg dich zu mir auf mein Lager!“ Sie tat, wie er ihr gesagt. „Es ist heiß, lass uns unsere Kleider ausziehen.“ Sie tat, wie er ihr gesagt. Dann strich er mit seiner Hand zärtlich über ihren Rücken. „Weißt du, warum ich das tue?“, fragte er sie. „Weil ich dich liebe!“ Als er das letzte Wort gesprochen, spürte er, etwas ging mit seiner Frau vor. Ihre Haut wurde hart wie Leder. Ihr Nacken wölbte sich. Er erschrak, gab sich aber den Anschein nichts bemerkt zu haben: „Alles liebe ich an dir! Ich liebe deine weißen Zähne! Ich liebe deine verhaltenen Blicke!.....“ Und so zählte er auf, was er an seiner Frau liebte.

Jedes mal aber, wenn er das Wort Liebe in den Mund nahm, geschah etwas mit seiner Frau, das ihm mehr und mehr Angst machte. Ihr schöner und verwandelte sich zu einer hässlichen Schnauze. Ihre Zehen wuchsen zusammen und wurden zu Hufen. Der Rücken behaarte sich mit kräftigen Borsten. Ihre Brüste verschwanden, anstelle ihrer hingen sechs schwarze Zitzen an ihrem Bauch. Sie verlor ihren lieblichen Geruch und stank wie die Wildtiere im Busch. Und plötzlich, als er ängstlich rief: „Ich liebe dich, wer und was immer du bist!“, sprang sie aus dem Bett auf alle Viere, Hörner wuchsen aus ihrem Schädel und an Stelle seiner jungen, hübschen Frau lief ein altes, hässliches Gnu aus seiner Hütte davon.

Nachdem der Mann sich wieder etwas beruhigt hatte, eilte er so schnell er konnte ins Dorf seines Schwiegervaters und berichtete ihm, was geschehen war. Der antwortete: „Nicht mehr habe ich von dir verlangt, als dass du meine Tochter lehrst sich lieben zu lassen! Sieh zu dass du dein Versprechen hältst!“

Der Verzweiflung nahe ging der Mann nach Hause. Fünfzehn Tage blieb er in seiner Hütte und dachte nach. Drei Tage dachte er darüber nach, wie er diese Frau, die keine Frau war, wieder los wurde. Drei Tage dachte er darüber nach, wie er dem Gespött der Leute entgehen könnte. Drei Tage dachte er darüber nach, wie er diese Frau vergessen könne. Drei Tage dachte er darüber nach, wie er das Gnu finden könne, und wieder drei Tage dachte er darüber nach, wie er das Gnu dazu bringen könnte sich lieben zu lassen.

Dann wusste er, was er tun musste!

Er fand das Gnu nahe seines Dorfes, aus tausend anderen Gnus hätte er es herausgefunden, wenn er auch nicht wusste, warum. Vorsichtig näherte er sich. Ängstlich lief das Gnu immer wieder ein paar Schritte davon. Aber er folgte ihm genauso oft.

Endlich ließ das Tier es zu, dass er an seiner Seite blieb. Dann legte er seine Hand in den Nacken des Tieres und wieder begann das gleiche Spiel, aber der Mann ließ in seinem Bemühen nicht nach. Dann erzählte er dem Gnu von sich und seinem Leben, so dass es von der Regenzeit bis zur nächsten Regenzeit dauerte.

Inzwischen lachten im ganzen Land die Leute über den, der ein Gnu zu lieben schien und nicht von seiner Seite wich. Aber es war ihm nicht so wichtig, dass er zum Gespött der Leute wurde.

Ohne auch nur einmal das Wort Liebe in den Mund zu nehmen, sprach er über die schönen Hufe des Tieres, über seine großen freundlichen Augen und er bemerkte, dass er es wirklich so meinte, wie er es gesagt. Je länger er das Gnu begleitete, um so mehr dachte er selbst wie ein Gnu, wenn er sich auch nicht in ein Gnu verwandelte, so sehr er sich manchmal danach sehnte.

Und plötzlich, in einer Vollmondsnacht, verwandelte sich das Gnu, neben dem er am Boden lag, zurück in das wunderschöne Mädchen. Die beiden liebten sich, wie noch niemand sich geliebt hat. Im Morgenlicht wandelte sich das Mädchen wieder zum Gnu. Aber das Gleiche geschah nun jede Vollmondsnacht und dann auch in jeder Neumondsnacht und dann in jeder Nacht, in welcher der Mond am Himmel stand und dann Nacht für Nacht.

„Eines Tages,“ so sagte er zu ihr, „wirst du dich nicht mehr in ein Gnu verwandeln müssen! Eines Tages!“

Still lag Anna an Samba geschmiegt. Sie schlief ein, und als sie erwachte, wusste sie zuerst nicht, wo sie sich befand. Sie lag auf der Decke, die sie am Vorabend ihrem Gast heraufgebracht hatte, mitten in der Voliere. Unbedeckt und nackt. Da war etwas von dem, das all jene empfinden, die den Himmel offen sahen, um dann wieder in der Niederung ihrer Welt erwachen zu müssen. In ihr schwang und vibrierte es wie aus weiter Ferne, aber es wollte ihr nicht gelingen es festzuhalten. Sie nahm den fremden Geruch an ihrer Haut wahr und über ihren Körper liefen wohlige Schauer.

Sie sah sich um. Da zwischen den Büschen, mitten unter den Vögeln, saß der fremde Mann, mit dem sie vertraut war, mehr als mit sonst jemand. Hatte sie sich alles eingebildet?

Träumte sie? Er saß am Boden, einen Zeichenblock auf den Knien und malte. Immer wieder blickte er herüber zu ihr, dann fuhren die Stifte über das Blatt. Als er ihr Erwachen bemerkte, lächelte er, ließ sich aber in seinem Tun nicht stören. Sie erhob sich, wickelte ihren Körper in die Decke und wollte auf ihn zugehen. „Nein!“, sagte er. „Warte! Gleich bin ich fertig!“ Langsam kam Anna zur Besinnung. Sie begriff, was geschehen war. Sie erschrak vor sich selbst und den Konsequenzen ihres Handelns. Ihr Gesicht verdüsterte sich.

„Anna!“ Samba drehte das Bild in ihre Richtung. Sie kam näher heran. In der linken oberen Ecke sah sie ein Gnu und einen Mann in Schwarz. Aus der rechten Ecke überströmte das Silberlicht des Mondes das Blatt. Die größte Fläche aber nahm ein weicher, runder Frauenkörper ein. Und dieser Körper war nackt. Jene Bereiche, die eindeutig erkennen ließen, dass es sich um eine Frau handelte, waren nicht verdeckt, vielleicht durch eine Drehung des Körpers. Nein, sie lagen da wie Früchte in einer Schale. Man sah, dass es sich um keine tafrische Schönheit handelte und trotzdem hatte der Maler es verstanden seine Faszination aufs Papier zu bringen.

Anna, die das Bild nicht mit den Augen der Liebe betrachten konnte, sah peinliche Nacktheit und Hässlichkeit. Das Gnu schien ihr liebenswürdiger als die Frau. Vor ihr empfand sie Abscheu: „Du musst es sofort zerreißen!“, brauste sie ganz gegen ihre Art auf.

„Ich kann das Papier zerreißen, aber das Bild wird dadurch nicht ausgelöscht. Das hier ist nur der ungenügende Versuch es nachzuzeichnen.“

„Warum machst du dich lustig über mich?“

„Das tue ich nicht!“

„Aber du kennst mich nicht. Und ich weiß auch nicht, wer du wirklich bist. „Sie verdeckte mit den Händen ihr Gesicht: „Ich bin nicht leichtsinnig! Ganz wirr bin ich. Ich bin nicht leichtsinnig! Es dreht sich alles!

Lass mich alleine!“

Samba betrachtete sie aufmerksam, erhob sich langsam: „Ich werde gehen.“

Er zog sich an, verstohlen beobachtete Anna ihn. Dann packte er seine Malutensilien zusammen. Das Bild aber stellte er so auf, dass Anna es betrachten konnte. Er näherte sich ihr vorsichtig zwei Schritte: „Ich wollte dir nicht weh tun!“

Anna wusste später nicht mehr ob und, wenn ja, was sie Samba antwortete. Sie spürte nur Schmerz.

Dann saß sie alleine unten in der Küche und die Stille fiel über sie her. Die Sehnsucht geliebt zu sein und die böse Angst vor der Liebe zerren und rissen im Widerspruch an ihr. Und als sie schließlich kraftlos, in sich zusammengefallen dalag, quälte sie der Gedanke, dass sie nicht wusste, wo sie Samba finden könne.

Rezension

Karl Resel, 11.2.2004

Angenommen, man liest in der Zeitung über eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Wohin mit dem unmittelbaren Zorn? Hat man ein Gegenüber, mag man die Seiten kurz weglegen, um sich zu entrüsten. An miesen Tagen findet der Ärger Ausdruck in Zynismus. Aber in seltenen Stimmungen, wenn man alleine ist, Muße und Kreativität hat, erlaubt man sich mitunter, kurz in die Haut eines Beteiligten zu schlüpfen. Und man spielt an den Varianten und fragt sich: „Was wäre, wenn er oder sie auf einmal ganz anders handeln würden?“ Dann erschafft man sich eine Parallelwelt, in der Läuterungen und Lösungen möglich sind, die sich die real handelnden Personen durch ihre Engstirnigkeit selbst verbauen.

Dietmar Gnedt ergibt sich ganz einer solchen Phantasie. „Der Splitter im Auge“ beschreibt die Katharsis des politisch rechts stehenden Kolumnisten Kronawetter, der regelmäßig rassistische Ressentiments schürt. Gnedt macht wenig Hehl daraus, dass diese Figur für Richard Nimmerrichter steht, der in der Kronen Zeitung noch vor kurzem als Staberl sein Unwesen trieb. Die Geschichte setzt ein, als der Protagonist erfährt, dass er eine drogensüchtige Tochter hat. Dieses Erlebnis lässt ihn von seinem gewohnten Weg abkommen. Er beginnt einen persönlichen Rachefeldzug gegen Drogen dealende Ausländer. Das Mittel der Kolumne erscheint ihm dafür aber zu oberflächlich, er möchte die Machenschaften exemplarisch anhand einer Reportage über den jüngst aus der Schubhaft geflohenen Makabu Osiri aufrollen. Doch je tiefer er schürft, desto brüchiger wird sein Fundament fester Überzeugungen. Die innige Beziehung des vermeintlichen Verbrechers zu einer weißen Frau lässt ihn an seinen vorgefassten Meinungen zweifeln. Schlussendlich erfährt er am eigenen Leib, was es heißt, unschuldig vom System gejagt zu werden.

Gnedt gelingt es, das „Was-Wäre-Wenn“ mit tragender, sensibler Sprache in zusammenlaufende Handlungsstränge zu packen. Dabei mag man verzeihen, dass die Story nicht hundert Prozent plausibel ist. So wird etwa die weiße Geliebte doch etwas zu unattraktiv beschrieben, um einen Mann von Makabu Osiris Format entflammen zu können. Auch hätte der reale Staberl wahrscheinlich selbst unter den von Gnedt beschriebenen Umständen zu keiner Läuterung gefunden: „Es ist leichter ein Atom zu zertrümmern als eine vorgefasste Meinung,“ meinte schon Albert Einstein. Doch trotz alledem: Wir begleiten den Staberl-ähnlichen Protagonisten gerne dabei, wenn seine Welt Stück für Stück zerbröselt. Warum? Ganz einfach weil wir uns wünschen, dass das so passiert!

Gnedt scheint sich bewusst, dass es sich bei seiner Geschichte um eine moralische Wunschvorstellung handelt, dass die realen Welt selten nach den Regeln der poetischen Gerechtigkeit funktioniert. Er tat gut daran, dies selbst zu ironisieren, indem er eine kurze Rahmenhandlung schafft, die in vielen Fällen das komplette Gegenteil der eigentlichen Story verkörpert: fragmentarisch, offen, fragend, experimentell in der Sprache. Der Gegensatz wirkt. Der Rahmen ermöglicht es, in Gnedts Parallelwelt aufzugehen.